Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 12 (1932-1933)
Heft: 2

Artikel: Die Alpen in der Dichtung
Autor: Greyerz, Otto v.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-157527

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

litschka" ,das heißt wörtlich gegen die „Gesichtslosigkeit" der Arbeit ist heute eine Schlagwortparole in der Sowjetwirtschaft. Dem entsprechen auch die Bestrebungen, den bürokratischen Zentralismus in einigen Wirtschaftsbereichen aufzulockern und durch Dezentralisation die Eigenverantwortlichkeit der Betriebsleiter, vor allem auch ihre Finanzdisziplin zu stärken. Dem entspricht ferner der „sozialistische Wettbewerb" der Tausende von Stoßbrigaden, deren Aufgabe es ist, die Produktion einzupeitschen und der Zentrale des Industriesektors die Möglichkeit zu geben, die Leistungen der Betriebe gegeneinander auszuspielen. Man sieht, wie der Staatskapitalismus in Sowjetrußland den rechtgläubigen, idealen Kollektivismus des Frühbolschewismus zerzaust und auflockert. Der Frühbolschewismus wollte, wie Arthur Rundt[2]) treffend feststellt, dem Individuum die Last des Entscheidens abnehmen, die in der bürgerlichen Welt „Freiheit" heißt. Er glaubte ferner, ohne Appell an die Ungleichheit der Menschen, damit aber auch an die persönliche Spannkraft und das Eigeninteresse auskommen zu können. Beides hat sich unter dem Produktivitätsgesetz des Industrieaufbaus als Leerlauf und Hemmschuh erwiesen. Beide Grundsätze haben sich wesentliche Durchlöcherungen gefallen lassen müssen.

Handelt es sich bei diesen Reformen um eine grundsätzliche Umstellung des Sowjetsystems, gewissermaßen um eine Denaturierung des Bolschewismus? Ein solcher Schluß zielt entschieden zu weit. Man muß die Stalinschen Reformen vielmehr durchaus als praktische, opportunistische Anpassungen und Auflockerungen ansprechen. Man weiß keineswegs, ob sie bestehen bleiben und im System endgültig Wurzel schlagen werden, denn dafür ist dies System in der Wahl seiner Mittel zu absolut, zu sprunghaft und politisch. Wohl aber ist anzunehmen, daß der Zwang zum weiteren Wirtschaftsaufbau, dem sich Sowjetrußland verschrieben hat, ein Festhalten, wenn nicht gar einen weiteren Ausbau dieser vom Geist des Individualismus getragenen Maßnahmen erzwingen wird.

Die Alpen in der Dichtung.

Von **Otto v. Greyerz.**

Die Literaturgeschichte ist nicht die Geschichte des menschlichen Denkens und Fühlens. Sie ist es jedenfalls nicht in dem Maße, daß man aus den vorhandenen Schriftwerken, die doch immer nur von Einzelpersonen stammen, mit Gewißheit die Denk- und Empfindungsweise der Allgemeinheit herauslesen könnte; auch nicht in dem Maße, daß man aus dem Still-

[2]) Arthur Rundt, „Der Mensch wird umgebaut. Ein Rußlandbuch". Rowohlt-Verlag Berlin, 1932.

schweigen der Literatur über gewisse Gegenstände, Ansichten und Gefühle den Schluß ziehen dürfte, sie seien dem betreffenden Zeitalter fremd oder gleichgültig gewesen. Neue Vorstellungen, Begriffe, Gefühle, Ahnungen, Ideen können bei einzelnen Zeitgenossen, sogar bei vielen, sehr wirklich und sehr tief sein, ohne daß sie in der schönen Literatur einen Ausdruck finden. Es fehlt eben der glückliche Gestalter. Umgekehrt ist eine Dichtung von hohem literarischen Werte denkbar, die infolge der geistigen Besonderheit, vielleicht Einzigartigkeit ihres Verfassers ganz aus dem Zeitalter herausfällt und für die zeitgenössische Allgemeinheit nichts beweist. Der Gestalter wäre da, allein es fehlt die Übereinstimmung der Gemeinschaft.

Daran zu erinnern ist nicht ganz überflüssig, wenn man daran geht, die Anfänge der alpinen Dichtung aufzusuchen. Denn gerade hier macht sich der grundsätzliche Unterschied fühlbar zwischen einer Betrachtung, die sich an berühmte Dichternamen und berühmte Einzelwerke hält, und einer andern, die auch das Werden und Wachsen dieser Größen aus dem Nährboden der Gemeinschaft zu erklären sucht.

Für die Literaturgeschichte liegen z. B. die Anfänge der Alpendichtung ganz klar: sie beginnt mit Albrecht Haller, und das Jahr 1729, in welchem er seine „Alpen" dichtete, ist ein Merkjahr der allgemeinen, nicht bloß der deutschen Literaturgeschichte. Haller hat zum erstenmal die Alpen würdig besungen; das steht fest. Wenn man aber in Literaturgeschichten liest, Haller habe die Schönheit der Alpen entdeckt, so ist das zum mindesten ungenau ausgedrückt. Noch weniger stichhaltig ist, was man auch lesen kann: Rousseau habe zuerst die Schönheit der Alpen offenbart, oder C. F. Meyer sei „der lyrische Eroberer der hochalpinen Natur" oder gar, Ernst Zahn habe „erst eigentlich das Hochgebirge entdeckt". Es ist immer dieselbe Denkgewohnheit aus der althergebrachten Heldenverehrung der Weltgeschichte: alles Große und Bedeutende wird den berühmten Namen angehängt, wird den glücklichen Gestaltern und Vollendern gutgeschrieben, die es gleichsam aus dem Nichts hervorgebracht haben sollen.

Allein aus dem Nichts ist menschliches Werk, ist auch Hallers Hohelied auf die Alpen nicht entsprungen, und es lohnt sich wohl der Mühe, gerade die Anfänge dieser ersten würdigen Alpendichtung zu betrachten. Das Nachfolgende wird also keine Geschichte der Alpendichtung sein mit Aufzählung aller nennenswerten Erscheinungen bis zur Gegenwart. Schon die Masse des Vorhandenen verbietet mir diesen Versuch. Mir ist es an den Anfängen und Übergängen gelegen, die dem Meisterwerke vorausgehen, an den Wendepunkten, die für das Aufkommen einer neuen Betrachtungsart oder einer neuen Formgattung in der alpinen Dichtung bezeichnend und bedeutend sind.

Hallers Gedicht hat seinen Ursprung in der Alpenbegeisterung, die vor ihm da war, in der Schweiz zum mindesten seit Konrad Geßner, dem Besteiger des Pilatus und Zerstörer des Pilatus-Aberglaubens, seit Bendicht Marti, dem Verfasser einer lateinischen Beschreibung seiner

Stockhornbesteigung, seit Josias Simler und Joh. Jak. Scheuchzer, die alle, mehr oder weniger beredt, ihrer staunenden Bewunderung der Alpenwelt Ausdruck gegeben haben; am kräftigsten der früheste unter ihnen, Konrad Geßner. Im Jahre 1541 teilt er seinem Freunde Vogel in Glarus den Entschluß mit, von jetzt an jedes Jahr eine Alpenreise zu machen, teils um seine Kenntnis der hohen Berge zu erweitern, teils um seinen Körper zu stärken und seinem Geist die edelste Erholung zu verschaffen. „Denn", fährt er in seinem schwungvollen Latein fort, „welch ein herrlicher Genuß, welche Wonne ist es doch, die unermeßlichen Bergmassen bewundernd zu betrachten und sein Haupt über die Wolken zu erheben! Diese staunenswürdige Höhe macht auf die Seele den Eindruck der Erhabenheit und reißt sie zur anbetenden Bewunderung des allweisen Schöpfers hin. Nur Menschen von träger Seele bewundern nichts, bleiben in dumpfer Gefühllosigkeit zuhause .... liegen, gleich Murmeltieren schlummernd in einem Winkel begraben ... Wer aber die Weisheit liebt, der fahre fort, mit Augen des Körpers und des Geistes den reichgeschmückten Schauplatz dieser Welt zu betrachten; er besteige hohe Berge, er wende seine Blicke auf jene unermeßliche Alpenkette, er wandle durch schattige Wälder, stelle sich auf hohe Berghäupter hin und umfasse da die unendliche Mannigfaltigkeit von Gegenständen, die vor seinem Blicke ausgebreitet liegen". Zum geistig-sinnlichen Genuß einer Bergreise rechnet Geßner vor allem die Anstrengung des Steigens, eine angenehme Reisegesellschaft, die Sorglosigkeit des von Berufsgeschäften freien Geistes, die herrliche Bergluft, den Anblick wunderbarer Bergformen, spiegelnder Seeflächen, den Genuß der tiefen, nicht vom leisesten Laut unterbrochenen Stille, die das Herz mit heiligem Schauer erfülle.

So schreibt ein Naturforscher des 16. Jahrhunderts. Mit ähnlich temperamentvoller Verhöhnung aller stumpfen Philister rühmt auch Bened. Marti seine Bergwelt, sein „theatrum Domini". Ihnen folgt Joh. Jak. Scheuchzer, der die Alpen einen Lustgarten Gottes nennt und „Etiam hic dei sunt!" ausruft.

Wundern wir uns, daß diese Begeisterten keinen dichterischen Ausdruck fanden? Haben doch auch Dante, Petrarca, Aeneas Sylvius hohe Berge bestiegen, ohne in Hymnen auszubrechen! Oder sollen wir glauben, daß sie ungerührt blieben? Gerade das Verhalten Petrarcas auf dem erstiegenen Mont Ventoux spricht für die Tiefe seiner Empfindung. Auf dem Gipfel (1912 Meter) angelangt, fühlt er sich von dem Fernblick überwältigt: „Come stupefatto ristetti". Unfähig, seinen Gefühlen Ausdruck zu geben, ergreift er das mitgenommene Andachtsbuch, die Bekenntnisse des hl. Augustin, um seine Seele dem Körper gleich zu erheben: „per elevare l'anima all esempio del corpo".

Auch das Schweigen kann von der Übermacht des Gefühles zeugen. Wenn Heinrich Heines „Nordsee" von 1826 zum erstenmal in der deutschen Literatur, wie behauptet wird, die Schönheit des Meeres feiert, wird doch

kein Verständiger daraus schließen, daß vor ihm niemand sie empfunden habe.

Aber die Tatsache bleibt bestehen: Die Alpenbegeisterung ist zuerst in der Schweiz erwacht und die Alpendichtung bis zum Ende des 18. Jahrhunderts eine fast ausschließlich schweizerische Kundgebung derselben. In Österreich wissen wir nur ein Zeugnis früher Alpenfreude zu nennen; es findet sich in einem 1610 erschienenen Werk des tirolischen, aus Hall gebürtigen Arztes Hippolyt Guarinoni, der in seinem Lob des Bergsteigens unter anderem auch den gesundheitlichen Einfluß der Höhenluft hervorhebt und die Anregungen, die das Gemüt aus der Fülle der landschaftlichen Schönheiten schöpfe. Das Hochgebirge erscheint ihm als „ein gespitzter Diamant und Edelstein im goldenen runden Ring dieser Welt" und somit als das Allerköstlichste in der Natur.

Die ersten Lobredner der Alpen sind also lauter Gelehrte, die aus vorurteilslosem Wissenstrieb ins Gebirge steigen und, weil sie mit eigenen Augen sehen, zur Bewunderung hingerissen werden. Sie können sich diesen Eindrücken mit beobachtendem Verstande und empfänglicher Seele hingeben, weil sie weder mit Lebensgefahren noch mit Wahngebilden des Aberglaubens zu kämpfen haben. Und dieses ist eine notwendige Voraussetzung für einen ästhetischen Genuß der Natur. Wenn die Literatur des Mittelalters von der Schönheit des Hochgebirges nichts zu sagen weiß und wenn römische Dichter der nachaugusteischen Zeit (wie Silius Italicus, Claudius Claudianus und Claudius Mamertinus) sich vom Hörensagen, d. h. wohl nach den Berichten von Legionären, phantastisch grauenhafte Vorstellungen von der Alpennatur machen, so ist das begreiflich. Man kannte entweder das Hochgebirge nicht aus eigener Anschauung oder wenn man es, sei's auf einem Kriegszug oder einer unumgänglichen Paßreise, kennen gelernt hatte, so war es unter so gefahrdrohenden Umständen, unter dem Druck so fürchterlicher Einbildungen geschehen, daß der einzig auf Rettung des Lebens bedachte Geist des Menschen die Freiheit nicht fand, die Natur zu beobachten, sich die Vorgänge zu erklären und die Seele am Geschauten zu erlaben.

Es gibt neben den angeführten Aussprüchen gelehrter Bergwanderer noch ein anderes Zeugnis, das uns davor bewahren sollte, den Zeiten vor Haller allen Sinn für die Schönheit der Alpen abzusprechen: das Zeugnis der darstellenden Kunst. Zwar Giottos Gebirgslandschaft auf einem Fresko zu Assisi ist noch ganz mittelalterlich, unempfunden. Aber schon die Brüder van Eyck in der Berglandschaft des Genter Altarwerks von 1432 machen sich von der schematischen Vereinfachung der mittelalterlichen Kunst frei. Über den Basler Konrad Witz, der in seinem „Fischzug Petri" (1444) bereits zwei Berge, die er von Genf aus sieht: den Salève und den Montblanc, nach der Natur zeichnet, geht es dann einen mächtigen Schritt weiter zu Albrecht Dürer. In heroischer Größe stellt sich auf seinem Gemälde „Das große Glück" die Alpenlandschaft im Schatten einer Wolke dar. Die

Handlung tritt noch mehr zurück bei Albrecht Altdorfer, der, ein jüngerer Zeitgenosse Dürers, die Schlacht bei Arbela in eine ideale Gebirgslandschaft mit weitem Horizont und gewaltiger Stimmung verlegt, um nicht zu sagen: versteckt. Auch bei den Holländern des 17. Jahrhunderts ist die Landschaft zunächst immer noch mit einer Handlung verbunden, so z. B. in einem sehr schönen Gemälde Jan Brueghels („Landschaft"). Alles überragend aber, selbstherrlich, von neuem Geiste erfüllt, erscheint die Hochgebirgslandschaft auf dem so benannten Bilde von David Vinck-Boons, einem Schüler Brueghels, gest. 1629. Hier wird durch Perspektive und Lichtgegensätze eine wundervolle Stimmung erzeugt. Gewiß gibt es auch Rückfälle in die frühere Phantastik, wie z. B. in J. M. Füßli's „Abstieg vom Gemmipaß", für Scheuchzers „Naturgeschichte des Schweizerlandes" aufgenommen, und richtigere Vorstellungen von der Großartigkeit der schweiz. Alpenwelt mit ihren Gletschern, Schneehängen, Felsgebilden und Wasserfällen werden erst durch Kaspar Wolfs Kupferstiche zu Wagners Bilderwerk von 1776 („Merkwürdige Prospekte aus den Schweizerbergen") vermittelt. Allein um die Wende des 18. Jahrhunderts findet die Alpenlandschaft ihre neuzeitlichen Meister, vor allem in Jos. Anton Koch und in drei geistig unter sich verwandten Künstlern der französischen Schweiz: de Meuron, Diday und Calame.

Kehren wir nun zu unserm Ausgangspunkt, zu Hallers „Alpen", zurück. Wie seine gelehrten Vorläufer, ist auch er auf naturwissenschaftliche Erkenntnisse eingestellt, auf meteorologische, geologische, botanische usw. Merkwürdigkeiten. Wie sie, und als Kind der Aufklärungszeit wohl noch mehr als sie, sucht er in der zweckmäßigen Einrichtung der Natur die Weisheit des Schöpfers zu erkennen. Auf ihn wie auf sie macht die Fülle neuer Erscheinungen, die Mannigfaltigkeit der sonst auf Länder verteilten, hier aber nah vereinigten Naturschauspiele besondern Eindruck; ihn wie sie entzückt die Fernsicht von der Bergeshöhe.

Was ihn unterscheidet, was ihn zum Dichter der „Alpen" macht, ist nicht bloß die Gabe des Worts, nicht bloß der dichterische Schwung, mit dem er die steifen Alexandriner zum Erzittern bringt, sondern ein neuer, ihm eigener Gedanke, der zum Träger des ganzen Gedichtes wird und ihm seine innere Form schafft. Denn es ist vom ersten Vers bis zum letzten eine gewaltige Rede über das Glück der in Unschuld lebenden Alpenbewohner und das Verderben der städtischen Überkultur. Die Rede ist an zwei Zuhörerschaften gerichtet, zuerst an die verblendete Gesellschaft der großen Städte:

Versucht's, ihr Sterbliche, macht euern Zustand besser!

dann an die unverdorbenen Bergleute:

Ihr Schüler der Natur, ihr kennt noch güldne Zeiten!

Vom Lob dieser Alpenbewohner ist mehr als die Hälfte des Gedichtes voll. Von den 49 Strophen, die es umfaßt, preisen 28 ihr Los; die übrigen 21 dienen zur Einleitung und zur Naturbeschreibung. Der sozialethische

Gedanke ist die Triebkraft des Dichters, die Durchschlagskraft seines Gedichts. Dieser Gedanke, zum erstenmale ausgesprochen, war in der Folge bedeutungsvoller als die aus Einzelbeobachtungen etwas mühsam zusammengesetzte Alpenschilderung. Gewiß ging auch von dieser eine langdauernde Nachwirkung aus; aber wenn man z. B. die „Reise in die Alpen" von Sam. Hieron. Grimm von Burgdorf (in seinen „Gedichten" von 1762) zum Vergleich heranzieht, so ist zwar offenbar, daß die Dichter gelernt haben, die Augen zu brauchen und die malerische Schönheit der Berglandschaft mit dem Gemüt zu erfassen; allein den Abstand von Hallers Dichtung und ihrem beseelenden Grundgedanken, empfindet man deutlich in der geringeren Schwungkraft des Gedichtes.

Hallers Gedicht enthielt noch einen andern Gedanken, der, obgleich nur in einer vorübergehenden Äußerung verborgen, sich als fruchtbar erweisen sollte: die Stelle in der 6. Strophe, wo von der Natur gesagt wird:

Sie warf die Alpen auf, dich von der Welt zu zäunen,
Weil sich die Menschen selbst die größte Plage sind.

Der Glaube an die göttliche Vorherbestimmung der Alpen als Beschützer der Schweizer Freiheit und Sitteneinfalt wird um die Wende des Jahrhunderts zu einem Lieblingsmotiv der vaterländischen Lyrik und wiederholt sich in immer glühenderen, dann aber auch matteren Bildern bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts. Lavaters „Schweizerlieder" kennen ihn noch nicht. Aber Philippe Sirice Bridel, der waadtländische Patriot und Dichter, Joh. Rudolf Wyß, der jüngere, der Dichter unserer Nationalhymne, und Joh. Gaudenz v. Salis-Seewis, der bündnerische Heimwehsänger, sind erfüllt von ihm.

Lebet nun wohl, ihr Täler der Heimat! ihr heiligen Alpen!
Fernher tönt mein Gesang Segen und Frieden euch zu!

So heißt es in seiner „Elegie an mein Vaterland" von 1785. In demselben Zusammenhang wünscht er dem Schweizervolk, daß es, vom Geist seiner Befreier gesegnet, glücklich bleiben möge,

Fest wie Felsengebirge und stark wie der donnernde Rheinsturz,
Würdig deiner Natur, würdig der Väter und frei!

„Heilige Berge!" hat Salis ausgerufen und damit in die Bewunderung der Schweizeralpen einen Ton religiöser Verehrung gemischt, der noch lange fortklingt, der zu Heinrich Federers „Berge und Menschen" den Grundton, zu Gustav Renkers Alpenroman von 1921 den Titel gibt. Abraham Emanuel Fröhlich, der Dichter des „Unsere Berge lugen", hat jenen Ton sogar in eine alttestamentliche Vision getragen, wenn er in seinen „Schweizerpsalmen" von 1837 begeistert ausruft:

Unser Zion, unser Tempel,
Unsre heil'ge Gottesstadt
Sind die himmelhohen Berge,
Die Gott selbst gegründet hat (u. s. w.).

Im vaterländischen Geiste eines Salis, nur aus genauerer Kenntnis der Alpenwelt und ihrer Bewohner dichten die bernischen Liedersänger Wyß und Kuhn, die Herausgeber der „Alpenrosen" (1811—1831), beide zum erstenmal in der bernischen Mundart; ihnen schließt sich in seiner toggenburgischen Mundart Joh. Jak. Rütlinger an, aus dessen „Ländlichen Gedichten" (1823—26) die tiefste Ergriffenheit in unbeholfenen Formen spricht. In weiterem Umkreis als seine gestammelten Entzückungen wurden die Alpenlieder und -gedichte eines Joh. Georg Krauer (1836), eines Müller von Wyl, eines Leonhard Widmer bekannt und dank glücklicher Vertonungen auch gesungen. Sie sind alle von vaterländisch frommer Naturverehrung getragen, von einem Pathos, das sich für unser heutiges Gefühl zu häufig in bekannten Bildern wiederholt, sodaß die auf genauerer Naturbeobachtung, auf Kenntnis des Älplervolks und seiner Sagen beruhenden Gedichte Placid Plattners („Aus den rhätischen Alpen", 1859) einen Fortschritt bedeuten.

Hundert Jahre lang haben Hallers „Alpen" nicht nur die begeisterte Tonart, sondern auch die lyrische Gattung bestimmt, in der sich die einheimische Alpendichtung bewegte. Und nicht bloß die einheimische, denn auch der Deutsche Matthisson und die Halbdänin Friedrike Brun besingen, zum Verwechseln ähnlich, die Schweizerberge in sanft melodischen Elegien. Sie besingen sie nur aus der Ferne, wie auch die Maler der beginnenden Romantik sie sehen, im verklärenden Lichte der Morgen- und Abendsonne, wie ein Traumland, unnahbar menschlichen Schritten, auch Matthisson, der immerhin die 2325 Meter hohe Tour de Mayen und zwar führerlos bestieg. Hält man Hallers „Alpen" dagegen, so fühlt man den ganzen Gegensatz von Rationalismus und Sentimentalität. Schiller, welcher die Alpen weder bestiegen noch gesehen, kam ihnen näher als irgend ein Dichter seit Hallers Tagen, indem er die Handlung seines „Wilhelm Tell" (1804) aus der Natur und Geschichte des Landes hervorgehen ließ. Mit dem Blick des Genies und dem Ahnungsvermögen einer stammesverwandten Seele traf er die schweizerische Idealvorstellung von der Schönheit, Erhabenheit, Lieblichkeit der Alpenwelt und der Sittenreinheit ihrer Bewohner. Sein Werk war das erste und auf lange Zeit hinaus das einzige Alpendrama. Wohl redeten auch andere vaterländische Dramendichter von der Schönheit der Alpenwelt; in seinem Werke lebt sie in greifbaren Bildern, tönt sie in Liedern, greift sie unmittelbar ans Herz.

Vom „Tell" abgesehen war also die Alpendichtung der Schweiz — und eine andere gab es damals noch nicht — ganz in die Form und den Geist vaterländischer Lyrik gebannt. Diese echt schweizerische Stetigkeit und Einförmigkeit wurde zweimal durch ausländische Dichter unterbrochen: durch Jens Baggesen und seine „Parthenais" (1803) und durch Lord Byron und seinen „Manfred" (1818). Von Rousseau, der in den Augen vieler immer noch als der Entdecker der Alpenschönheit gilt und es für die französisch lesende Welt auch wirklich einmal war, ist schon

deshalb nur kurz zu sprechen, weil er keine Alpendichtung hinterlassen hat. Seine „Nouvelle Héloise" von 1761 enthält kaum eine Beobachtung, kaum eine Schilderung, die uns nicht aus Haller und seinen Vorläufern bekannt wäre. Aber neu und unerhört im Vergleich mit Haller ist die Subjektivität, mit der Rousseau seine Empfindungen, wenn auch durch den Mund St. Preux' der Welt preisgibt. In Hallers ernstem Gedicht kommt das Wort „ich" überhaupt nicht vor; bei Rousseau kehrt es in jeder Zeile wieder. Das Auge des großen Naturforschers umfaßt das Nebeneinander im Raum mit sachlich begreifendem Verständnis und wohltuender Anteilnahme, ähnlich wie Goethe, wenn er auf seinen Schweizerreisen seine täglichen Beobachtungen aufzeichnet. Rousseau erfaßt alles aus seinem augenblicklichen Gemütszustande und dichtet so seine eigene Seele, ihre Entzückungen und ihre Verzweiflungen, in die Natur hinein. Ist er glücklich in seiner Liebe, so sieht er lauter Schönheit um sich her, ist er unglücklich, so sieht er Öde und Schrecken.

Ganz aus der literarischen Entwicklung heraus fällt Jens Baggesens, des Dänen, „Parthenais oder die Alpenreise" (1803). Baggesen, ein begeisterter Freund unseres Landes und mit einer Schweizerin verheiratet, verfiel auf die seltsame Idee, eine mit jungen Freundinnen ausgeführte Alpenreise im Gewande eines gräzisierenden Epos zu erzählen. Eine sentimentale Dichtung mit unendlichen Tränen der Rührung, der Freude, der Tugend, der Entzückung, des Wonnebebens, mit immer wiederkehrendem Zittern, Beben, Jauchzen und in Ohnmacht fallen, all das in unerträglichem Widerspruch zu der griechischen Maskerade, die das Finsteraarhorn in einen Olymp, eine Gletscherhöhle am Eiger in „Helios' Eisstadt" verwandelt und verschiedene Götter wie Zeus, Hermes, Apollo auf die Erde herabbemüht, um sie in die Liebeshandlung eingreifen zu lassen. Bei all diesen Stilfehlern und vielen Unwahrscheinlichkeiten enthält das Gedicht unstreitbar schöne Naturszenen und in der menschlichen Handlung Züge von anmutiger Sinnlichkeit und schalkhaftem Humor. Literarische Nachahmer fand es nicht, es sei denn in Emil Hüglis epischer Verdichtung „Die Jungfrau" (1909), welcher die Stilisierung einer Touristen-Liebesgeschichte in den hohen Ton des Epos auch nicht gelungen ist.

Ein Nachfolger in Rousseaus subjektiver Art von Naturgenuß im Gebirge, nur eigenwilliger, maßloser in der Empfindung, ist Lord Byron. Manfred, sein alter ego, schleppt sein krankes, zerrissenes Gemüt in die Alpen hinauf und schwelgt in der grausamen Lust, ihrer lockenden Schönheit, die er wohl sieht, aber zu genießen unfähig ist, das Chaos seines Innern entgegenzuhalten:

Why are you beautiful! I cannot love you!

Der schrille Mißton, der mit diesem Schrei des Weltschmerzes in die schweizerische Hirtenidylle hineinfuhr, konnte, wofern er überhaupt vernommen wurde, nur verständnislosem Staunen begegnen. Das ging nun weit über Rousseaus Launenhaftigkeit hinaus, war auch ernster zu nehmen als

etwa die aufgespielte Pose Châteaubriand's, der in seinem „Voyage au Montblanc" (1805), mit deutlicher Spitze gegen den Genfer Philosophen, erklärte: von einem heilsamen Einfluß der Bergluft auf die Seele habe er nichts verspürt; die Häupter der Alpen, aus der Nähe gesehen, seien häßlich und nur als ferner Horizont, vom Dunst der Luft verschleiert, bewundernswert.

Die schweizerische Alpendichtung blieb von solchen Bekenntnissen und Ergüssen einer vom Volksempfinden abirrenden Subjektivität unberührt. Man war den Bergen zu nah gekommen, auch zu nüchtern und zu praktisch, um sich auf verschrobene Vorstellungen von ihnen festzulegen. Die Erforscher der Alpenwelt seit Haller, ein Gottlieb Sigmund Gruner, Abraham Wagner, Jak. Sam. Wyttenbach, Gottl. Sigmund Studer, Horace-Bénoit de Saussure, Marc-Théodore Bourrit, hatten durch ihre tapferen Bergbesteigungen den Sinn für die Wirklichkeit des Hochgebirges geschärft. Ihnen folgten, immer zahlreicher in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, die weniger hoch strebenden Bergwanderer, die mit offenem Sinn für Land und Volk, für Sagen, Sitten und Gebräuche den ersten Grund zu einer Volkskunde der schweizerischen Alpenwelt legten: der schon erwähnte Dekan Bridel, dann der Berner Joh. Rud. Wyß der jüngere, Rodolphe Toepfer von Genf, der Bündner Peter C. v. Tscharner, die alle durch ansprechende Wanderbücher ein allgemeines Interesse für die Bergwelt zu wecken verstanden. In den Ostalpen, wo 1788 der bayrische Gelehrte Franz Paula von Schrank mit einer Fußwanderung durch die südlichen Gebirge Bayerns vorangegangen war, sind es besonders die Tiroler Ludwig Steub (Drei Sommer in Tirol, 1846) und Adolf Pichler (Aus den Tiroler Bergen, 1861), die den Touristenzugang in die österreichische Bergwelt erschlossen.

Auf solcher dauerhaften Grundlage begann nun endlich auch die Alpenerzählung festern Grund zu fassen. Schon im 18. Jahrhundert hatten sich kleine epische Erstlinge hervorgewagt, so Karl Viktor v. Bonstettens französisch abgefaßte Erzählung „Der Einsiedler" (1788) aus dem Sagenkreis des Pilatus und Bridels Verserzählung „L'avalanche" von 1781. Mit Kunst und Liebe gepflegt wurde diese kleine Gattung von Joh. Rudolf Wyß, David Heß, Joh. Baumann, weiterhin von den bereits angeführten Tscharner und Plattner. Die Handlung dieser Erzählungen, meist aus dem wirklichen Volksleben oder der Überlieferung geschöpft, hat mitunter geschichtlichen Rahmen, so die besonders zu erwähnende „Rose von Disentis" Heinr. Zschokkes. Annette v. Drostes gereimte Erzählung „Das Hospiz auf dem Gr. St. Bernhard" (1834) bedeutet insofern eine kühne Neuerung, als das Gebirge hier mit allen Schrecken des Winters gemalt wird. Auf diesem Gebiete folgt ihr, etwa zehn Jahre später, mit einer erstaunlichen Sicherheit in der Naturkenntnis, Adalbert Stifter, zunächst im „Bergkristall", wo er zwei zur Weihnachtszeit in einem Gletscher verirrte Kinder begleitet, dann im „Nachsommer", wo er die winterliche Besteigung eines Hochgipfels ausführlich erzählt.

Wie schon diese Beispiele zeigen, fängt die Alpendichtung gegen die Mitte des 19. Jahrhunderts an, von der einseitig verherrlichenden Darstellung des Hochgebirges loszukommen und es nicht nur im Sommerglanz der Touristenzeit, sondern auch in seiner schreckhaften Gestalt, wie der Älpler es erlebt, zu verstehen und zu schildern. Hier hat Jakob Frey, der beste Volkserzähler neben Gotthelf, einen neuen Weg eingeschlagen. In seinem „Alpenwald" von 1858 liegt die Angst vor der Lawinengefahr wie ein Bann auf den Menschen. Und wenn endlich das Ungeheuer verheerend losbricht, so ist es eine Rache der Natur und der Berggeister für den niedergeschlagenen Hochwald, den bisherigen Schutzherrn des Tales. Es ist aber auch eine Strafe für den ungesunden Erwerbsgeist, den der junge Christen aus dem Tal heraufgebracht hat und von dem er zum Holzschlag verleitet worden ist. Und damit beginnt nun ein neues, fruchtbares Thema für die Alpengeschichte: die Bedrohung der Alpennatur und des Alpenvolkes durch die immer unaufhaltsamer hinaufdringende städtische Kultur. Im „Jakob dem letzten" von Rosegger (1888) wird zum erstenmal ergreifend geschildert, wie das Bauerntum in den steirischen Alpen vor der Waldwirtschaft der Großgrundbesitzer und der Spekulation ihrer Agenten zurückweicht und untergeht. Im „Ewigen Licht" wird eine Erscheinung beleuchtet, die nur ein Jahr vorher (1896) der Genfer Edouard Rod in seinem Roman „Là-haut" wenigstens in ihren Anfängen geschildert hatte: die Gefahren der Fremdenindustrie für ein bisher in Einfachheit zufriedenes Bergdorf. Was Rod nur angedeutet, das führt Rosegger unerbittlich bis zum Ende, bis zum sittlichen Untergang einer Berggemeinde.

Das Thema von der verheerenden, verpestenden, verwüstenden Wirkung der Geldgier ist in dem Rahmen eines Bergdorfes wiederholt behandelt worden, dichterisch am schönsten wohl von Jakob Boßhart in der Novelle „Vom Golde" (1898), mit dem ehrlichsten Realismus von Jakob Wiedmer in seiner „Flut" (1905), neuerdings noch mit Anwendung auf Zustände im bayrischen Gebirge von Fritz Müller-Partenkirchen „Das verkaufte Dorf" (1929).

Das Gegenstück zu dieser alpinen Sittentragödie bildet der alpine Heldenroman. Er zeigt uns den Älpler im Kampf mit den Naturgewalten um ihn und den seelischen Mächten in ihm. Schon die Volkssage bot solchen Stoff. Aus einer in dürftigster Form überlieferten Bündnersage schöpfte David Heß seine bekannte Erzählung „Elly und Oswald oder die Auswanderer von Stürvis" (1820). Ihr Kern: Der Untergang zweier Liebenden, die einander im Gebirge entgegenstreben, vom Schneesturm überrascht werden und, ohne es zu ahnen, ganz nahe bei einander niedersinken und erfrieren — dieser Kern war wohl geeignet zu einer Stilisierung ins Heroische. Allein weder Heß noch der viel spätere Bearbeiter, Michael Kuoni, dachten wohl daran. Dafür ist Kuoni's „Spusagang" (1884), im Prättigauer Dialekt erzählt, das erste und zugleich ein vorbildliches

Beispiel einer mundartlichen Alpengeschichte mit historischem Hintergrund und heroischem Stoff.

Der heroische Alpenroman aber ist nicht schweizerischen Ursprungs. Denn er beginnt, soviel ich sehen kann, mit der „Geier-Wally" Wilhelmine v. Hillern's (1875). Hier ist zum erstenmal die Körper- und Seelenkraft des Hochgebirgsmenschen, den Naturmaßen seiner Heimat entsprechend, ins Übermenschliche gesteigert, und zwar in Gestalt einer Ötztaler Dirn, eben der Geier-Wally. Man mag die Heldin, wie die Verfasserin will, mit der germanischen Brunhild vergleichen, mit heroischen Frauen der Alpenwelt wie Ganghofers Recka in der „Martinsklause" oder gar mit C. F. Meyers Richterin — nur mit einer wirklichen Ötztalerin darf man sie nicht zusammenstellen, sonst wird die Kraftmeierei unerträglich.

Was Wilhelmine v. Hillern mit ihrer Geier-Wally für das Tirol, war Ernst Zahn in seinen Anfängen für die Schweiz. In den heldenhaften Körper seiner Urner hat er, wie er selber gesteht, eine große starke Seele gedichtet. Auch er suchte zuerst im Übermaß der menschlichen Eigenschaften und im Unbedingten des Willens und der Tragik die höhere Kunst des alpinen Erzählens. Das zeigen seine Helden aus den „Kämpfen" (1893) und dem „Bergvolk" (1896) mit ihren pflichtdurchstarrten Gebärden; das zeigt der römische Lapidarstil mit seinen krampfhaft kurzen Sätzen und ebenso kurzen Abschnitten. Aber bald ist Zahn über diese Manier hinausgewachsen, schon im „Erni Behaim" (1898), im „Albin Indergand" und in „Menschen" (1900), noch mehr vielleicht in der Sammlung „Firnwind" (1906), wo Balbina, die Frau des Kleinbauern Andermatt, als Richter-Mörderin ihres eigenen Sohnes in römischer Matronengröße und doch nicht unwahrscheinlich vor uns steht. Neben Zahn stehen Jak. Christ. Heer mit dem „König der Bernina" und „An heiligen Wassern", Arthur Achleitner mit seinem „Eiskaplan", Ludw. Ganghofer mit dem „Laufenden Berg", Richard Voß mit dem „Opfer", Joh. Jegerlehner mit „Aroleid" und „Petronella", Isabella Kaiser mit dem „Wandernden See", Hermann Allen mit der „Lawine von Gurin". Immer bewährt sich der Held, die Heldin als Kind der Alpen im Kampf mit der Alpennatur. Überlebt er den Sieg, so wird er gekrönt und führt die Braut heim; unterliegt er im Sieg, so leuchtet der Abglanz der Berge verklärend um seine Stirne. Das ist auch das Schicksal des kühnen Bergsteigers, der seiner edlen Leidenschaft zum Opfer fällt.

Eigentliche Bergsteigerromane gibt es erst seit dem Ende des letzten Jahrhunderts, erst seitdem die Hochtouristik zu einer technisch aufs höchste getriebenen und von den weitesten Kreisen gepflegten Kunst geworden ist. Bis zu Eugène Rambert etwa, dem unermüdlichen Alpenforscher, Alpendeuter und Alpendichter, war die höhere Bergsteigerei so ziemlich ein Vor- oder Sonderrecht der Schweizer Alpenklubisten und hatte von da her etwas wie die Weihe eines vaterländischen Kultes. In Rambert und seinem großen Lebenswerk, den „Alpes Suisses" und den „Gru-

yériennes" vereinigen und gipfeln sich alle von Hallers Gedicht und Beispiel ausgegangenen Anregungen: die naturkundlichen, volkskundlichen, vaterländischen, volkserzieherischen und dichterischen; ein Neues ist noch hinzugekommen: die sportliche Begeisterung des Alpenklubisten. Für Rambert, wie schon für seinen engern Landsmann Bridel im 18. Jahrhundert, sind die Alpen die eigentliche Schweiz, Ursprungsland und Heimat ihrer edelsten Überlieferungen von Freiheitssinn, Tapferkeit und Reinheit, Hort des Friedens und der Neutralität, Zufluchtsort aller Geächteten, Heilquell und Jungbrunnen unsrer körperlichen und sittlichen Gesundheit. Die Eröffnungsrede Ramberts zum Jahresfest des Schweiz. Alpenklubs von 1872, die diese prächtigen Tiraden enthält, ist wohl der letzte volltönende Widerhall von Hallers Gedicht, das letzte literarisch bedeutende Bekenntnis zum Glauben an die Bestimmung der Alpen im Plane des Weltenlenkers.

Nach Rambert und seinem Freundeskreis wird die Bergsteigerei mehr und mehr zu einem internationalen Sport, in welchem die Tüchtigkeit alles zu bedeuten hat, der Berggipfel dem gehört, der ihn bezwingt. So erwirbt sich der Ausländer auch im Bergsteigerroman Daseinsrecht als Held, sei der Schauplatz seiner Taten nun in den Tauern, den Dolomiten oder den Schweizeralpen. Das beweisen die zahlreichen Bergsportromane, an deren Spitze, sowohl der Zeit als dem Range nach, diejenigen von Rudolf Stratz („Der weiße Tod", 1897, „Montblanc", 1899) und Frhr. Georg v. Ompteda („Aus großen Höhen", 1903), dann aber auch solche von Rich. Voß, Heinr. Federer, Joh. Jegerlehner, neuerdings auch Erich August Mayer zu nennen sind. Bemerkenswert ist, wie neben dem Touristen die Gestalt des Bergführers von Beruf, neben der Begeisterung für den Bergsport eine Art religiöser Verehrung der Berge hervortritt. Der Ausruf „Heilige Berge!", den wir schon aus einem Gedicht von Salis kennen, kehrt jetzt in verändertem Sinne wieder. Einst Ausdruck vaterländischen Hochgefühls, kündet er jetzt von dem beseligenden Erlebnis sittlicher Läuterung und Erhebung. Gustav Renkers Bergromane und Omptedas „Excelsior!" (1916) sind weit mehr als persönliche Bekenntnisse dieser beglückenden Erfahrung; sie drücken aus, was Hunderte im Kampf um Hochgipfel, in der Einsamkeit der Gletscherwelt, vor der unbeschreiblichen Schönheit einer Gipfelschau empfunden haben und was ihnen zum Ersatz einer angelernten und wieder verlernten Bekenntnisreligion geworden ist.

Entwickelt hat sich dieser religiös-sittliche Bergglaube aus der sinnbildlichen Deutung der Bergwelt und ihrer Einzelerscheinung; einer Deutung, die zwar schon lange vor Conr. Ferd. Meyer bei den Dichtern üblich war, aber doch erst durch seine Alpenlyrik den Wahrheitston des persönlichen und einmaligen Erlebnisses empfieng. Aber auch über seine herrlichsten Gedichte hinaus, über „Firnelicht", „Himmelsnähe", „Göttermahl", „Das Glöcklein", „Noch einmal", „Nach der ersten Bergfahrt", über all diese kleinen Meisterwerke hinaus hat sich die Alpenlyrik der

Neuzeit unter dem Einfluß des veredelten Bergsportes zu Neuschöpfungen eigenen Rechts und eigener Schönheit emporgeschwungen. Ich denke, um nur wenige zu nennen, an Gottlieb Lüthis „Excelsior", Gustav Haslers „Hochland (1920), Hans Rhyns „Bergschatten" (1928) und Jacob Heß' „Wildheu" (1931), die, frei von jeder Phrase, jugendfrisch die einen, voll reifer Männlichkeit die andern, ganz aus dem Naturerlebnis des Alpenwanderers oder Hochgipfelkletterers hervorgewachsen scheinen. Ausgesprochen oder nicht, liegt in ihnen jenes Grundgefühl, das schon in Scheffels „Ekkehard" (1862) dem einsamen Mönch am Wildkirchli zum Glauben wird: die Berge ziehen den Menschen über sich hinauf, sie erziehen ihn. Die Berge als Erzieher ist das Thema von Roseggers „Erdsegen" (1900), von Federers „Berge und Menschen", von Renkers „Einsame vom Berge", von Omptedas „Excelsior", und selbst in der Travestie von Friedr. Perkonigs „Bergsegen" (1928) schimmert das Gold dieser Wahrheit durch den Schutt und Moder eines früh zerstörten Lebens.

So kehren wir rückschauend über den weiten Weg, den die Alpendichtung hinter sich hat, zum Anfangspunkt, zum Ursprungsquell zurück, zum Herzen des ernsten Dichters und Denkers, der die beseligende Freiheit der Berge, wenn nicht zum erstenmal tief und groß gefühlt, so doch zum erstenmal würdig besungen hat.

Politische Rundschau

Schweizerische Umschau.

Tardieus Donauwalzer / Italien stört die europäischen Konferenzträume / Verfassungsrevision in Sicht?

Gebietsregelungen, die organischem Leben widersprechen, rächen sich mit aller Sicherheit binnen kurz oder lang. Die neue Gliederung des Gebietes zwischen Mitteleuropa und Rußland nach der Zerschlagung des habsburgischen Reiches ist etwas vom Widersinnigsten, was die Pariser Vorortsverträge geschaffen haben. Die ethnopolitischen Sünden zeigen sich in ständigen Minderheitenspannungen, die eine andauernde akute Kriegsgefahr darstellen. Seit die Zerreißung des einheitlichen Wirtschaftsgebietes im Donauraum sich wirtschaftlich und finanziell in unheilvoller Weise für das übrige Europa auszuwirken beginnt, und seit ein Staat nach dem andern mehr oder weniger vor der Pleite steht und ein Moratorium verlangt, beginnt man in Europa eifrig nach Lösungen zu suchen. Neben dem fehlerhaften Gebietsaufbau haben ein ungesundes Streben nach wirtschaftlicher Autarkie durch Hochzüchtung von leistungsschwachen künstlichen Industrien, mit dem die Nachfolgestaaten Österreich-Ungarns schon von Anfang an erblich belastet sind, und die durch die Labilität der Nachkriegsordnung provozierte außerordentlich starke Militarisierung der neuen Staaten die wirtschaftliche Verarmung der Länder noch gefördert. Die Nachkriegsordnung war bisher noch durchzuschleppen, weil vor allem Frankreich, aber auch andere Kapitalgeber, in zahlreichen großen Anleihen Riesensummen investierten. Damit ließen sich die Ursachen des Nichtfunktionierens der